



Roland Schleiffer

Der heimliche Wunsch nach Nähe

Bindungstheorie und Heimerziehung

5. Auflage

BELTZ JUVENTA

Roland Schleiffer
Der heimliche Wunsch nach Nähe

Roland Schleiffer

Der heimliche Wunsch nach Nähe

Bindungstheorie und Heimerziehung

5., durchgesehene Auflage

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Roland Schleiffer, Prof. Dr. med., Jg. 1947, ist Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie sowie für Psychotherapeutische Medizin und Professor für Psychiatrie und Psychotherapie in der Heilpädagogik der Universität zu Köln. Seine Forschungsschwerpunkte sind Systemische Entwicklungspsychopathologie, Bindungstheorie und Fremdunterbringung.

Für Natasche und Mascha

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2001
2. Auflage 2003
3. Auflage 2007
4. Auflage 2009
- 5., durchgesehene Auflage 2014

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2001 Votum Verlag · Münster

© 2007 Juventa Verlag · Weinheim und München

© 2014 Beltz Juventa · Weinheim und Basel

www.beltz.de · www.juventa.de

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

ISBN 978-3-7799-5174-2

Inhalt

Einleitung	9
------------	---

Kapitel 1

Die Bindungstheorie	15
1.1 Bindungstheorie und Theorie der Heimerziehung	15
1.2 John Bowlby und die Psychoanalyse	17
1.3 Die Begründung der Bindungstheorie als Kritik der Heimerziehung	21
1.4 Das Bindungssystem	29
1.5 Die Entwicklung der Bindungsbeziehung	32
1.6 Innere Arbeitsmodelle	42
1.6.1 Die Fremde Situation	44
1.6.2 Das Erwachsenenbindungsinterview (AAI)	50
1.7 Intergenerationale Transmission	54
1.8 Bedeutung der Bindung für die psychische Entwicklung	55
1.9 Bindung in der Adoleszenz	60
1.10 Bindungstheorie und Entwicklungspsychopathologie	64
1.11 Bindung und Psychopathologie	69

Kapitel 2

Heimerziehung	74
2.1 Mütterliche Deprivation	74
2.2 Veränderungen der Heimerziehungspraxis	75
2.3 Alternativen zur Heimerziehung: Pflegefamilie und Adoption	85
2.3.1 Pflegefamilie	85
2.3.2 Adoption	87
2.4 Notwendigkeit von Heimen	89
2.5 Häufigkeit von Heimerziehung	93
2.6 Evaluation von Heimerziehung	94

Kapitel 3

Bindung bei Jugendlichen im Heim:

eine empirische Untersuchung	101
3.1 Das Heim	101
3.2 Die Jugendlichen	103
3.3 Psychopathologische Auffälligkeit	105
3.3.1 Methode	105
3.3.2 Ergebnisse	110
3.4 Die Bindungsorganisation der Jugendlichen	115
3.4.1 Methode	115
3.4.2 Ergebnisse	117
3.5 Beziehung zwischen Psychopathologie und Bindungsorganisation	121
3.6 Heimjugendliche als Eltern	122
3.7 Zusammenfassung der empirischen Studie Anmerkungen	124

Kapitel 4

Bindungsunsicherheit und psychische Auffälligkeit

4.1 Der probabilistische Ansatz	126
4.2 Drei Fallbeispiele	127
4.2.1 Ronnie	127
4.2.2 Nicole	135
4.2.3 Jessica und ihre Tochter Petra	155
4.3 Bindungssicherheit als Erziehungsziel	168

Kapitel 5

Bindung und Erziehungsschwierigkeit

5.1 Erziehung	171
5.2 Die Schwierigkeit von Erziehung	176
5.3 Erziehung und Familie	178
5.4 Erziehung und Bindung	182
5.5 Dissozialität	184
5.6 Die Funktion dissozialen Handelns	187
5.7 Gewalterfahrung und Bindung	192
5.8 Erziehungsschwierige Mütter	198
5.9 Bindung und Lernbehinderung	202

Kapitel 6	
Erziehungshilfe	207
6.1 Erziehung und Jugendhilfe	207
6.2 Erziehung und Therapie	211
6.3 Funktion von Erziehungshilfe	220
6.4 Sonderpädagogische Kommunikation	222
6.5 Psychotherapeutische Kommunikation	226
 Kapitel 7	
Bindung in der stationären Erziehungshilfe von Jugendlichen	229
7.1 Ziel von Heimerziehung	229
7.2 Änderung der Bindungskonzepte durch Psychotherapie	233
7.3 Korrigierende Bindungserfahrungen im Heim	241
7.3.1 Bindungsabwertende Kommunikation	243
7.3.2 Bindungsverstrickte Kommunikation	248
7.3.3 Lebensgeschichte als Thema	254
7.4 Bindungstheoretische Sensibilisierung	267
7.5 Anforderungen an die Qualifikation der Heimerzieherinnen	271
 Kapitel 8	
Abschließende Bemerkungen	274
 Literatur	279
 Anhang	294
1. YSR-Skalen	294
2. OFFER-Skaleninhalte	297
3. Das Erwachsenen-Bindungsinterview (AAI)	299

Einleitung

In diesem Buch geht es um die Bindungsbeziehungen von Jugendlichen, die im Rahmen einer Maßnahme der Erziehungshilfe in einem Heim leben. Es geht von der Annahme aus, dass die Erkenntnisse der modernen Bindungsforschung, die sich mit den frühen Beziehungserfahrungen von Kindern und den Auswirkungen auf deren Persönlichkeitsentwicklung beschäftigt, für die Theorie und Praxis der Heimerziehung von großem Nutzen sind. Wie die Bindungsforschung gezeigt hat, beeinflusst die Qualität dieser frühen Bindungsbeziehungen die spätere Beziehungsfähigkeit bis in das Erwachsenenalter hinein. Von einem bindungstheoretischen Wissen ist daher auch ein vertieftes Verständnis für die Probleme und Konflikte zu erwarten, die den Heimalltag immer wieder nachhaltig prägen und die Erziehungsarbeit mit diesen erziehungsschwierigen Kindern und Jugendlichen im Heim erschweren. Schließlich hängt der Erfolg einer solchen Erziehungshilfemaßnahme entscheidend von der Qualität der pädagogischen Beziehung ab, die, so die These der folgenden Ausführungen, auch eine Bindungsbeziehung ist bzw. doch sein sollte.

Ein kurzes Beispiel soll einen ersten Eindruck von diesen Erziehungsproblemen vermitteln:

Der 19 Jahre alte Martin lebt seit über 4 Jahren im Heim. Seit einem Jahr bewohnt er im Rahmen des „sozialpädagogisch betreuten Wohnens“ ein eigenes kleines Apartment. Anlass für die Heimunterbringung war die Tatsache, dass der Jugendliche seit fast zwei Jahren die Schule nur noch unregelmäßig besucht hatte. Schulversagen war die Folge. Stattdessen trieb er sich auf der Straße herum, wo er Anschluss an die Drogen- und Punkszene seines Heimatortes fand. Wochenlang war er spurlos verschwunden. Immer wieder kam es zu Alkoholexzessen.

Martins Kindheit war geprägt durch dauernde Streitigkeiten der Eltern, in deren Verlauf sich der Junge regelrecht ausgestoßen und abgemeldet vorkam. Der Vater trinkt. In betrunkenem Zustand schlug und misshandelte er wiederholt seinen Sohn. Die handfesten Auseinandersetzungen hörten erst auf, nachdem der 14-jährige Martin, kampfsportrainiert, zurückgeschlagen hatte. Als besonders schönes Erlebnis hat Martin eine Klassenfahrt in Erinnerung. Damals sei er nämlich die Eltern für eine Woche los gewesen. Überhaupt komme er ohne die Eltern besser aus. Nur die Beziehung zu seiner Großmutter beschreibt Martin als gut. Ihr habe er denn auch nie Widerworte gegeben. Die Großmutter starb allerdings vor kurzem, was für Martin einen schweren Schlag bedeutete. Zeit-

weise schwänzte er wieder die Schule. Trotzdem erreichte Martin den Realschulabschluss. Seine Erzieherinnen hätten sich schließlich um ihn gekümmert.

In der Folgezeit stellte es sich als schwierig heraus, eine Lehrstelle zu finden. Martin ging zu den vereinbarten Vorstellungsterminen erst gar nicht hin. Überraschend für alle Beteiligten holte ihn eines Tages der Vater ab, um ihn wieder mit nach Hause zu nehmen. Buchstäblich auf der Autobahn konnte sein Erzieher einen telefonischen Kontakt zu den beiden herstellen und sie darüber informieren, dass er doch eine Lehrstelle für Martin gefunden habe. Der Vater kehrte um und brachte seinen Sohn wieder in das Heim zurück. Seitdem besteht zwischen Martin und seinen Eltern kein Kontakt mehr.

Im Teamgespräch wurden die Probleme mit Martin angesprochen. Der Junge sei undurchschaubar. Man wisse einfach nicht, was mit ihm los sei. Irgendwie „trickse“ er alle aus. Er spiele nicht mit offenen Karten. Sein Bezugsbetreuer berichtete „mit dickem Hals“, dass Martin ihn letzstens gebeten hatte, ihn auf dem Weg zum Gericht zu begleiten. Er müsse dort nämlich als Zeuge aussagen. Vor dem Gerichtssaal angekommen, sei er, der Erzieher, zu seiner Bestürzung von einem Anwalt darüber informiert worden, dass in der Verhandlung über Martin zu Gericht gesessen werde. Martin war wegen versuchten Raubes angeklagt. Er habe aber über dieses Delikt mit keinem seiner Betreuer gesprochen. Die Erzieher betonten, dass niemand, vermutlich auch Martin nicht, verstehen könne, wie es hierzu gekommen sei.

Im Folgenden geht es also um das Thema Bindung und Heim. Von diesem Begriffspaar geht eine besondere Spannung aus. Hält man sich an den ursprünglichen Wortsinn, sollten diese beiden Begriffe Bindung und Heim doch keineswegs widersprüchliche Assoziationen auslösen. Heim meint schließlich den Ort, der uns vertraut ist, wo wir wohnen, wo wir uns auskennen, wo wir orientiert sind, an dem wir uns sicher, vielleicht sogar geborgen und wohl fühlen. Wir verbinden mit Heim etwa den verwandten Begriff der Heimat, wo wir also herkommen und mit der eine Vielzahl an Erinnerungen verbunden sind. Eigentlich sollte dem Begriff Heim eine positive Bedeutung zukommen, zumindest wenn er nicht in seiner Verbindung mit dem Begriff „Herd“ auch negative Assoziationen provoziert, bekanntlich bei Frauen, die sich durch eine Verweisung an Heim und Herd beengt und in ihren Entwicklungsaussichten eingeschränkt fühlen. Einem solchen Heim fühlen wir uns verbunden. Fern der Heimat denken wir gerne an unser Heim und freuen uns auf eine glückliche Wiederkehr. Zu diesem Ort besteht eine Bindung, die uns Halt gibt und Orientierung vermittelt. Wir fühlen uns manchen Menschen sogar tiefverbunden, bisweilen auch verpflichtet. Bindung hat überhaupt viel mit Liebe zu tun. Bindung meint Solidarität, vermittelt uns ein Gefühl der Sicherheit. Auch fühlen wir uns an Versprechungen gebunden. Beim Begriff Bindung handelt es sich zweifellos um eine Metapher, die doch erst einmal positive Gefühle auslösen sollte.

Ganz anders ist es mit dem Begriff Heim bestellt, denken wir an die Institution Heim. Dieser Begriff ist eindeutig negativ besetzt. Offensichtlich

handelt es sich um einen euphemistischen Begriff, der ein Programm ausdrückt, wie es etwa bei Hans Wollasch (zit. bei Post 1997, 26) deutlich wird: „Die Zulänglichkeit des Heimes ergibt sich nicht aus dem, was es an einzelnen fordernden Leistungen anbietet und gewährt, sondern daraus, dass es sich als Heim erweist.“ Kaum jemand dürfte gegenwärtig allerdings an die Einlösung eines solchen Programms so recht glauben. Im Gegenteil: mit „Heim“ verbindet man doch eher die Erziehungsanstalt, in der Kinder und Jugendliche untergebracht werden, die nicht nur nicht erzogen sind, sondern die sich auch nicht oder nur schwer erziehen lassen. Ein solches Heim ist nachgerade das Gegenteil von einem Zuhause, von einem Heim, in dem es sich gut leben lässt. Diesen Ort sucht auch niemand aus freien Stücken auf, oft genug auch nicht die dort tätigen professionellen Erzieher. Vielmehr „landet“ man dort. Man wird gezwungen, sich dort aufzuhalten. An eine solche Institution fühlt man sich nicht gebunden. Einem solchen Ort dürften schwerlich Heimatgefühle entgegengebracht werden.

Das Heim als Einrichtung der öffentlichen Erziehungshilfe genießt denn auch seit jeher und immer noch einen schlechten Ruf, nicht nur in der Öffentlichkeit. Sogar der Gesetzgeber ließ sich von diesem Ruf offenbar beeindrucken. So erscheint der Begriff „Heimerziehung“ in der Auflistung der gesetzlich vorgesehenen Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe des im Jahre 1991 novellierten Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG) nur noch eingeklammert als Erklärung für den nur wenig aussagekräftigen Begriff „Erziehungshilfe in einer Einrichtung über Tag und Nacht“ (§ 34 KJHG).

Heime sind demnach also Orte, die es nach Möglichkeit zu vermeiden gilt. Heimerziehung wird denn auch weithin als eine Jugendhilfemaßnahme angesehen, die es eigentlich abzuschaffen gelte. Sie gilt als ein „besonders schicksalhafter Eingriff“ (Post 1997, 10).

Allerdings wäre als Reaktion auf ein solches „Schicksal“ eigentlich weniger Ablehnung denn Anteilnahme oder gar Mitleid zu erwarten, wie vielleicht noch in früheren Zeiten bei Kindern, die etwa ihrer Eltern durch einen tragischen Unglücksfall verlustig gingen und in einem Waisenhaus Aufnahme fanden. Diese „armen Waisenkinder“ scheint es allerdings nicht mehr zu geben. Ein Leben im Heim kommt heute fast ausschließlich nur für solche Kinder und Jugendlichen in Frage, deren Eltern ihrer Erziehungspflicht nicht nachkommen. Trotzdem ist eine ablehnende Einstellung gegenüber diesen „Heimkindern“ weit verbreitet. Diese Ablehnung verweist offenbar auf ein moralisches Urteil, lässt sich Moral als eine „besondere Form von Kommunikation, die Hinweise auf Achtung oder Missachtung mitführt“ (Luhmann 1990a, 18) auffassen. So wird eine Kommunikation mit Personen, die für unmoralisch gehalten werden, nach Möglichkeit gemieden. Es stellt sich die Frage, warum sich diese ablehnende Haltung nicht nur auf die Eltern beschränkt, die ihrer Elternpflicht nicht nachkommen,

sondern auch noch den Opfern eines solchen Versäumnisses entgegengebracht wird. Der Grund hierfür dürfte in der Tatsache liegen, dass diesen Kindern nur allzu häufig durch ein solches Schicksal in ihrer Entwicklung Schaden entsteht. Dies betrifft denn auch ihre moralische Entwicklung. Sie sind dann auch immer wieder keineswegs dankbar ob der ihnen gebotenen Erziehungshilfe, sondern zeigen Verhaltensweisen, die von den sozialen Erwartungen in negativer Weise abweichen. Sie sind häufig dissozial, verhalten sich also unmoralisch. In der Öffentlichkeit wird der Status eines ehemaligen Heimzöglings geradezu als ein Persönlichkeitsmerkmal verwendet, das ein solch abweichendes Verhalten offenbar hinreichend erklären soll. Von der Heimerziehung wird so erst gar nicht erwartet, dass sie eine fehlende oder fehlerhafte Familienerziehung ersetzen, geschweige denn die daraus resultierenden psychischen Schäden auch nur annähernd kompensieren könnte.

Bei Jugendlichen in Heimerziehung dürfte es sich um eine eher ungewollte Personengruppe handeln, von der man im Zweifelsfall nur negative Schlagzeilen erwartet. Mit ihnen scheint auch die Politik nicht viel zu tun zu haben wollen. Es dürfte kaum Zufall sein, dass sich der jüngste Jugendhilfebericht der Bundesregierung aus dem Jahre 1998 fast zur Gänze der Situation von Kindern annimmt.

Das Buch verfolgt das Ziel, die Ergebnisse der Bindungsforschung gerade für diese Gruppe nutzbar zu machen. Es soll nicht verschwiegen werden, dass das vorliegende Buch, das sich also mit Heimerziehung beschäftigt, nichtsdestotrotz nicht von einem Heimerzieher geschrieben wurde, sondern von einem psychoanalytisch ausgebildeten Kinder- und Jugendpsychiater, der die Arbeit der Heimerziehung nicht aus der Innen-, sondern lediglich aus der Außenperspektive anlässlich jahrelanger Supervisionstätigkeit kennen lernen konnte und der nach langjähriger klinischer Tätigkeit seine Erfahrungen nun an der Universität Studentinnen und Studenten der Sonder- und Sozialpädagogik zu vermitteln versucht. Eine solche Außenperspektive kann eigene Erfahrungen mit Heimerziehung sicherlich kaum ersetzen. Auch gerät man als Supervisor schnell in die Gefahr, es besser zu wissen, ohne eigentlich Bescheid zu wissen, um was es geht. Allerdings hat die Beobachterposition von außen durchaus auch gewisse Vorteile. Als Beobachter 2. Ordnung kann man nämlich beobachten, wie die primären Beobachter, also die Heimerzieherinnen, ihre Klientel beobachten. Gerade dieses Wissen muss den Beobachtern 1. Ordnung bekanntlich verschlossen bleiben. Hier haben sie ihren blinden Fleck (Luhmann 1990b). Insofern fühlt sich der Autor besonders angewiesen auf eine wohlwollende Aufnahme der folgenden Ausführungen. Gerade ein Jugendpsychiater weiß um den „Narzissmus der kleinen Differenz“ (Freud 1921, 111), der die Zusammenarbeit bzw. besser die Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der Ju-

gendhilfe und der Kinder- und Jugendpsychiatrie traditionell prägt. Diese Berufsgruppen haben es schließlich weithin mit der selben Klientel zu tun. Auch „die Psychiatrie“ gehört zu den wenigen markanten Institutionen, in die man „landet“, die man also nicht von sich aus aufsucht. Immer noch werden all zu oft gerade dissoziale Jugendliche als „Grenzfälle“ (Köttgen u. Kretzer 1990) zwischen den Heimen der öffentlichen Erziehungshilfe und den stationären Institutionen der Kinder- und Jugendpsychiatrie hin- und verschoben. Diese bekannte und oft kritisierte Tatsache kann denn nur als Ausdruck einer Hilflosigkeit gegenüber dieser Klientel in beiden Wissenschaftsdisziplinen, der Sonder- bzw. Sozialpädagogik sowie der Kinderpsychiatrie, gewertet werden (vgl. Gintzel und Schone 1990). Die Bindungstheorie kann zu einem besseren Verständnis der Probleme im Umgang gerade mit diesen Kindern und Jugendlichen beitragen.

Dank

Die folgenden Ausführungen stützen sich auch auf Erkenntnisse und Erfahrungen anlässlich eines zweijährigen Forschungsprojektes, das sich zum Ziel gesetzt hat, die Bindungsorganisation von Jugendlichen, die in einem Heim leben, zu untersuchen. Es wurde finanziell großzügig unterstützt durch die Carl-Richard-Montag-Stiftung, Bonn. Diesbezüglich geht der Dank an Herrn Carl Richard Montag sowie an Herrn Dr. Theo Eckmann. Die Untersuchung selbst fand statt im Hermann-Josef-Haus, Bonn-Bad Godesberg, einem Kinder- und Jugendheim in Trägerschaft der Caritas-Jugendhilfe Gesellschaft mbH. Das Forschungsprojekt wäre nicht zustande gekommen ohne die insgesamt hervorragende Kooperation mit diesem Heim. Stellvertretend für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sei der Leiterin des Hermann-Josef-Hauses, Schwester Hugonis Schäfer, herzlich gedankt für das Vertrauen, das sie den Wissenschaftlern entgegenbrachte. Eine solche Bereitschaft zur Kooperation ist keinesfalls selbstverständlich, besteht doch in der „Heimlandschaft“ gerade in Zeiten leerer öffentlicher Kassen ein nicht unbeträchtlicher Konkurrenzdruck. Insofern könnte man einem Wunsch, sich „nicht in die Karten blicken“ zu lassen, durchaus Verständnis entgegenbringen. Zu dieser guten Zusammenarbeit kam es auch, weil von Seiten der Heimleitung ein großes Interesse an den Grundaussagen der Bindungstheorie bestand. Es wurde die Chance gesehen, die Arbeit, die man machte und die man zu verbessern wünschte, mit Hilfe dieser Theorie konzeptionell besser erfassen und begründen zu können. Danken möchte ich Frau Dr. Susanne Müller, die die bindungstheoretischen Untersuchungen durchführte. Gerade angesichts einer solchen nicht nur erziehungsschwierigen, sondern auch untersuchungsschwierigen Population

wäre es ohne ihre Geduld, ihre Einsatzbereitschaft und ihr Einfühlungsvermögen nicht möglich gewesen, so viele Jugendliche zu einer Teilnahme an diesem Forschungsunternehmen zu bewegen. Viele theoretische, aber auch praktische Hilfen wurden mir zuteil von Mitgliedern des Regensburger Forscherteams um Klaus und Karin Grossmann. Eine solche feinfühligte Unterstützung durch ausgewiesene Experten, die also mit den Worten des Gründervaters der Bindungsforschung John Bowlby „stronger and wiser“ sind, findet sich im Wissenschaftsbetrieb doch höchst selten! Frau Andrea Houy danke ich für ihre tatkräftige Unterstützung bei der Fertigstellung des Manuskripts. Am meisten habe ich meiner Frau zu verdanken, die mir immer eine sichere Basis war.

Kapitel 1

Die Bindungstheorie

1.1 Bindungstheorie und Theorie der Heimerziehung

Die Aufgabe, die Erkenntnisse der modernen Bindungstheorie und Bindungsforschung für die Theorie und Praxis der Heimerziehung nutzbar zu machen, steht noch an. Dass die Ergebnisse der Bindungsforschung bislang in der Theorie der Heimerziehung so gut wie keine Aufnahme fanden, kann eigentlich nur verwundern, bedenkt man, dass die Bindungstheorie vor ungefähr 50 Jahren vom englischen Psychoanalytiker und Kinderpsychiater John Bowlby doch gerade im Kontext von Heimerziehung begründet wurde. Es dürfte durchaus nicht übertrieben sein, in den Hauptthemen der Bindungsforschung die wichtigsten Problembereiche von Kindern und Jugendlichen, die in einem Heim zu leben haben, auszumachen. Diese Kinder müssen nämlich mit der Trennung von ihren Eltern fertig werden und diesen Verlust ihrer primären Bindungspersonen verarbeiten. Daher wird gerade ihnen der Wunsch nach engen, gefühlvollen und dauerhaften Beziehungen, geprägt von wechselseitigem Verständnis, Liebe und Sicherheit, zum oft lebenslangen Problem. An der zentralen Bedeutung solcher Bedürfnisse wurde denn auch in der Literatur zur Heimerziehung noch nie Zweifel gelassen. Umso erstaunlicher ist es, dass diese Literatur eine Theorie kaum zur Kenntnis genommen hat, die doch beansprucht, diese fundamentalen Bedürfnisse von Kindern der empirischen Forschung zugänglich zu machen und so einen wichtigen Beitrag zu deren vertieftem Verständnis zu leisten.

Zwei Gründe für das Ausbleiben einer Rezeption und einer gemeinsamen Debatte lassen sich nennen. Zum einen müssen die Arbeiten von John Bowlby, der sich zusammen mit dem Entwicklungspsychologen Rene Spitz und dem Ethnologen Harry Harlow mit den teilweise katastrophalen Folgen früher Trennungen von der Mutter insbesondere für die einer Heimerziehung anvertrauten Säuglinge beschäftigte, verstanden werden als Beiträge zu einer fundamentalen Kritik an Heimerziehung überhaupt. Diese Kritik führte zwar in der Praxis der Heimerziehung durchaus zu Verbesserungen, legte für deren Theorie jedoch nur die Schlussfolgerung nahe, dass Heimerziehung lediglich als letzte Möglichkeit in Betracht zu kommen

habe, wenn nicht ganz so eingreifende Jugendhilfemaßnahmen oder zumindest andere Formen der Fremdunterbringung wie etwa die in einer Pflegefamilie als Alternativen ausschieden. Die Theorie der Heimerziehung wurde denn auch von der Bindungsforschung alles andere als wohlwollend behandelt. Der Heimerziehung wurde attestiert, für Kinder schädlich zu sein. Trotzdem konnte man nicht umhin zuzugeben, dass es zu ihr doch immer wieder keine Alternativen gab. Es stellte sich heraus, dass Heimerziehung für eine Reihe von Kindern letztlich nicht zu vermeiden ist. Von daher kann es nicht verwundern, dass die Bindungstheorie aufgrund ihrer bislang fast ausschließlich destruktiven Kritik an der Heimerziehung in der einschlägigen Literatur fast keine Beachtung fand.

Zum anderen wurden die Arbeiten von Bowlby wie die von Spitz erst seit Ende der 1960er Jahre im Zuge der Popularisierung der Psychoanalyse in die deutsche Sprache übersetzt. Auch begrenzte der psychoanalytische Einfluss die Rezeption dieser heute als Klassiker der psychoanalytischen Heimpädagogik geltenden Werke fast ausschließlich auf die psychologische oder psychiatrische Diskussion (Winkler 1999). Bei der Studie der Kinder- und Jugendpsychiaterin Annemarie Dührssen zum Thema „Heimkinder und Pflegekinder in ihrer Entwicklung“ aus dem Jahre 1958 handelt es sich um eine der wenigen frühen Arbeiten, die auf Bowlby explizit Bezug nehmen. In der Zusammenfassung der dort berichteten Untersuchungsergebnisse heißt es: „Extreme Verarmung an Gefühlszuwendung und Reizeindrücken allgemein (insbesondere in der Säuglings- und Kleinkindperiode), extrem häufiger Wechsel der Beziehungspersonen, verwirrende (meist negativ getönte) Unklarheiten über die eigene Herkunft und eine extreme Unsicherheit über das zukünftige Geschehen sind die Hauptcharakteristika in der Lebenssituation der Heimkinder.“ (Dührssen 1958, 142) Die Frage, ob Heimerziehung eine von der Mutter gesetzte „seelisch-geistige Vernachlässigung“ kompensieren könne, beantwortete die Autorin denn auch knapp und unmissverständlich mit „unmöglich“ (a. a. O., 148).

Erst in jüngster Zeit finden sich vereinzelt Belege für eine erste Aufnahme bindungstheoretischer Argumente in der Literatur zur Heimerziehung. Diese wenigen Arbeiten befassen sich allerdings ausschließlich mit Fragen, die sich anlässlich der Heimunterbringung jüngerer Kinder oder der Vorbereitung ihrer Fremdunterbringung in einer Pflegefamilie (Verband katholischer Einrichtungen 1994, Unzner 1995, 1999) stellen. Dass die Ergebnisse der Bindungstheorie bislang nur im Zusammenhang mit Problemen jüngerer Kinder Aufmerksamkeit fanden, ist sicherlich auch auf den Umstand zurückzuführen, dass das Bindungsverhalten bei jüngeren Kindern doch deutlicher auszumachen ist als etwa bei Jugendlichen oder gar Erwachsenen. So sind die typischen Bindungsverhaltensweisen wie Suchen, Rufen, Weinen, Nachfolgen, Anklammern sowie Protest bei Trennung, die ein

Kind in Situationen der Gefahr produziert und die die Eltern dazu bringen sollen, es zu schützen, in reiner Form doch fast ausschließlich im jungen Kindesalter zu beobachten. Dieses leicht zu beobachtende Verhalten wurde schon immer intuitiv mit dem so genannten Kindchenschema verbunden, das bei uns bekanntlich in der Regel positive Gefühle auslöst. Jugendliche dagegen zeigen ihr Bindungsverhalten auf andere Weise, häufig versteckt, bisweilen sogar in einer Form, die beim Gegenüber durchaus erst einmal auch negative Affekte wie Ärger, Wut oder Angst auslöst. Überhaupt hatte es die Bindungstheorie in ihren Anfängen vor allem mit Kindern zu tun. Bindung im höheren Alter wurde erst später zu einem Thema (vgl. Gloger-Tippelt 2001). Insofern dürfte auch diese anfänglich ausschließliche Orientierung an der Kindheitsphase die angemessene Rezeption der Bindungstheorie durch die Theorie der Heimerziehung behindert haben.

1.2 John Bowlby und die Psychoanalyse

Die Anfänge der Bindungsforschung sind untrennbar mit dem Namen John Bowlby (1907–1990) verbunden. Folgt man den Ausführungen seiner Biografen (Holmes 1993, Karen 1994¹), formt sich zumindest für einen Beobachter vom europäischen Kontinent das Bild eines typischen Mitglieds der britischen Oberschicht: distinguiert, zurückhaltend und vielleicht auch etwas arrogant. Der Vater von Bowlby, ein Chirurg, wurde in den Adelsstand erhoben zum Dank dafür, dass er ein Kind der Königsfamilie erfolgreich operiert hatte. Bowlby selbst wuchs frei von materiellen Sorgen auf. Er soll das Lieblingskind seiner Mutter gewesen sein, die allerdings als eine eher kühle, unnahbare Frau geschildert wird, die ihre sechs Kinder kaum jemals lobte und für deren Gefühlsleben wenig Aufmerksamkeit aufbrachte. In der Familie wurden die Kinder standesgemäß von Kindermädchen betreut. Auch durften sie erst am Tisch zusammen mit den Erwachsenen speisen, wenn sie das Alter von 12 Jahren erreicht hatten. Der vielbeschäftigte Vater soll mehr oder weniger durch Abwesenheit geblänzt haben. Es heißt, dass der kleine John ihn eigentlich nur sonntags anlässlich des gemeinsamen Gangs zur Kirche durch den Londoner Hyde-Park zu Gesicht bekam.

Für die Geschichte der Bindungsforschung bedeutsam dürfte auch der Umstand gewesen sein, dass Bowlby im Alter von acht Jahren in eine Boar-

1 Das Buch des Klinischen Psychologen Robert Karen (1994) gibt einen ausgesprochen lebendigen Einblick in die Entstehungsgeschichte der Bindungstheorie und vermittelt darüber hinaus auch einen umfassenden Überblick über diese Forschungsrichtung. Es ist leider noch nicht ins Deutsche übersetzt worden.

ding School, d.h. in ein Internat, geschickt wurde, eine Erziehungsmaßnahme, wie sie auch heute noch zumindest für die Kinder der englischen Oberschicht durchaus üblich ist. Bowlby selbst nämlich soll später hierüber in einem seiner eher seltenen Anflüge von emotionaler Offenheit gesagt haben, er jedenfalls würde noch nicht einmal einen Hund ins Internat stecken. Während seines gesamten Berufslebens wurde er nicht müde, diese Art von Erziehung, die aus einer Angst heraus, die Kinder ungebührlich zu verwöhnen, auf kindliche Gefühle wenig oder keine Rücksicht nahm, hart zu kritisieren. Ohne Zweifel betrachtete er sich zeitlebens als Opfer eines solchen typisch britischen Erziehungsregimes. Es liegt denn auch nahe, hierin auch die emotionalen Beweggründe für seine lebenslange wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Bindung und Elternverlust zu vermuten.

Allerdings bleibt aber auch festzuhalten, dass Bowlby zu einem Menschen heranwuchs, der sich auf ein geradezu unerschütterliches Selbstvertrauen verlassen konnte. Er entwickelte sich zu einem souveränen Wissenschaftler, den man nur als genau das Gegenteil von einem schmalspurigen Fachidioten bezeichnen kann. Immer neugierig war er zeitlebens bestrebt, sich dasjenige aus den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen herauszusuchen, was ihm Antworten auf seine Fragen versprach. Dabei gelang es ihm, psychoanalytische mit ethologischen, kognitiven und systemtheoretischen Ansätzen zu verbinden und daraus mit der Bindungstheorie eine kohärente Theorie zu konstruieren, die aber auch immer der Überprüfung durch die empirische Forschung offen stehen sollte.

Erst einmal begann Bowlby seine akademische Ausbildung, wie man es von ihm erwartete. Er studierte Medizin an der Universität Cambridge. Er interessierte sich allerdings bald doch mehr für psychologische Themen. Er hörte dabei von neuen Erziehungsmethoden, wie sie in manchen Heimen für verhaltensgestörte Kinder angewandt wurden, so in *Summerhill*, der berühmt gewordenen, von Alexander S. Neill geleiteten Internatsschule, die später auch in der deutschsprachigen Pädagogik ob ihrer unkonventionellen Methoden für Furore sorgen sollte. Die dort geltenden Erziehungsvorstellungen mit ihrem Aufruf zu Toleranz und Freiheit, bisweilen gar mit ihrem Hauch von Anarchie, standen der von ihm erlittenen Erziehung geradezu konträr gegenüber. Sie müssen Bowlby auch so beeindruckt haben, dass er 1928 sein Medizinstudium für ein Jahr unterbrach, um ein unbezahltes Praktikum in zwei Heimen zu absolvieren, die nach diesen Grundsätzen einer „progressiven Erziehung“ arbeiteten. Die Erfahrungen, die er dort machen konnte, überzeugten ihn davon, dass es notwendig war, die Verhaltensstörungen der Kinder immer in Verbindung mit ihrer Lebensgeschichte zu bringen und mit ihren zumeist schlimmen Erfahrungen, die sie in ihren Herkunftsfamilien hatten machen müssen. So berichtete er viele

Jahre später noch von einem Jungen, zu dem er damals eine enge Beziehung eingegangen war.

„There I had known an adolescent boy who had been thrown out a public school for repeated stealing. Although socially conforming he made no friends and seemed emotionally isolated – from adults and peers alike. Those in charge attributed his condition to his never been cared for during his early years by any one motherly person, a result of his illegitimate birth. Thus I was alerted to a possible connection between prolonged deprivation and the development of a personality apparently incapable of making affectional bonds and, because immune to praise and blame, prone to repeated delinquencies.“ (Bowlby 1981, zit. bei Holmes 1993, 18)

Bowlby fasste den Entschluss, Kinderpsychiater werden zu wollen. Zusätzlich unterzog er sich der Ausbildung zum Psychoanalytiker, die er im Jahre 1937 abschloss. Nach Beendigung seines Medizinstudiums arbeitete er für drei Jahre an einer Londoner Child Guidance Clinic². Hier traf er mit Sozialarbeiterinnen zusammen, deren psychoanalytische Orientierung ihn maßgeblich beeinflussen sollte. Die Verhaltensauffälligkeiten der Kinder wurden mit den aus der eigenen Kindheit herrührenden und unverarbeitet gebliebenen, neurotischen Konflikten ihrer Eltern in Verbindung gebracht, die diese daran hinderten, ihre Kinder angemessen zu erziehen.

Fasste man das störende Verhalten der Kinder so auf, mussten sich die therapeutischen Anstrengungen immer auch auf die Eltern, vor allem auf die Mütter, richten, eine Vorstellung, die in jener Zeit durchaus ungewöhnlich war. Die in der Psychoanalyse traditionell vorherrschende Auffassung, Verhaltensauffälligkeiten von Kindern auf deren triebbedingte ödipale Wünsche zurückzuführen, war schließlich auch geeignet, die Eltern von Schuldgefühlen zu entlasten. Dass Bowlby mit seiner Vorgehensweise bei den Vertretern der psychoanalytischen Orthodoxie anecken musste, war daher unvermeidlich. Die ihm gebührende Anerkennung fand er denn auch erst sehr viel später, am spätesten von Seiten des psychoanalytischen Establishments, dem er sich doch immer auch verbunden fühlte. Sicherlich wird er gerade darunter auch gelitten haben. Das lässt sich allerdings nur vermu-

2 Am ehesten dürfte die in dieser Institution praktizierte multidisziplinäre Vorgehensweise mit dem familienorientierten Konzept zu vergleichen sein, das der Psychoanalytiker und Familientherapeut Horst Eberhard Richter in seiner 1963 erstmals erschienenen Monographie „Eltern, Kinder und Neurose“ in Deutschland bekannt gemacht hat.

ten. Von seinen Gefühlen ließ er sich nur wenig anmerken, auch ein Ergebnis seiner Erziehung.

Die Beziehung Bowlbys zur Psychoanalyse blieb also Zeit seines Lebens kompliziert. Für Außenstehende, die mit der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung nicht vertraut sind, sind die Verhältnisse insbesondere innerhalb der britischen Psychoanalyse nur schwer nachvollziehbar. Sie sind vielleicht am ehesten vergleichbar mit der vorneuzeitlichen, zumindest vor-konziliären, Kirchengeschichte mit ihren dauernden Abfallbewegungen und Kämpfen um den rechten Glauben. London hatte sich in jener Zeit zum Zentrum der psychoanalytischen Bewegung entwickelt, vor allem, nachdem Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse, im Jahre 1937 vor den Nationalsozialisten aus Wien zusammen mit seiner Tochter Anna geflüchtet war und ein Haus in London bezogen hatte. Nach seinem Tode zwei Jahre später etablierten sich in England drei psychoanalytische Schulen, die sich untereinander befehdeten und regelrechte Intrigen spannen. Die eine Gruppe bildeten die Anhänger von Anna Freud, der die Rolle zufiel, das väterliche Erbe als reine Lehre hochzuhalten. Mit ihr im erbitterten Widerstreit lagen die Anhänger von Melanie Klein. Diese Kleinianer vertraten die Auffassung, dass schon kleine Kinder im Alter von einem Jahr feindselige Phantasien wider ihre Eltern hegten, die denn auch nur auf den alles beherrschenden Todestrieb zurückzuführen waren. Neben diesen beiden Gruppen etablierte sich eine dritte, die unabhängige oder mittlere Gruppe, der sich unter anderem auch so prominente Psychoanalytiker wie Michael Balint und Donald Winnicott zugehörig fühlten. Obwohl gerade deren Sichtweise der von Bowlby doch recht nahe kam, durfte er sich auch von diesen keineswegs akzeptiert fühlen. Im Nachhinein fällt es schwer, diesen Differenzen eindeutige, in der Sache begründete Meinungsunterschiede zuzuordnen. Am ehesten ist noch der Unterschied zu Melanie Klein nachzuvollziehen. Diese sah zwar auch in den Konflikten zwischen dem Kind und seinen Eltern die Hauptursache für spätere neurotische Störungen, lastete diese jedoch den triebbedingten Phantasien des Kindes an. Für Bowlby waren dagegen immer die realen Erfahrungen des Kindes mit seinen Bezugspersonen das Entscheidende. Innerpsychische Konflikte und Phantasien, deren Einfluss auf das psychische Leben er im Übrigen nie leugnete, hatten für ihn ihren Ursprung immer im realen Erleben. Bowlby kritisierte an Melanie Klein deren radikales Desinteresse an der Erfahrungswirklichkeit ihrer jungen Patienten. Man wird davon ausgehen können, dass diese auch kein persönliches Interesse daran haben konnte, dass sich Bowlbys Theorien als richtig herausstellen könnten. Schließlich scheiterte sie an der zur damaligen Zeit noch ungleich schwierigeren Aufgabe, die Rollen einer Mutter mit der einer unabhängigen Frau, Wissenschaftlerin und Psychotherapeutin auch nur annähernd zu vereinbaren. Es dürfte kaum übertrieben sein, in Melanie Klein den Typ von Frau und Mutter zu sehen, vor

dem Bowlby zeitlebens gewarnt hat. Für ihn musste sie den Prototyp einer Mutter verkörpern, die ihre Kinder mit der Situation einer mütterlichen Deprivation konfrontiert, also mit einem Mangel an mütterlicher Zuwendung, ein Zustand, der von Bowlby in all den folgenden Jahren als der ausschlaggebende pathogene Faktor herausgestellt wurde und der geradezu als Paradigma der Bindungstheorie angesehen werden muss.

Anna Freud, die ihm persönlich durchaus wohlwollend gegenüber gestanden haben soll, fühlte sich wohl zu sehr der Theorie ihres übermächtigen Vaters verpflichtet, um die Chancen, die Bowlbys Ansatz ermöglichte, sehen und nutzen zu können. So interpretierte sie etwa das Leid der Kinder, die zum Schutz vor den deutschen Bomben von ihren Eltern getrennt und in einem Londoner Kinderheim untergebracht wurden, im Sinne der orthodoxen Triebtheorie (Burlingham und Freud 1942). Auch ihr war die psychische Innenwelt des Kindes offensichtlich bedeutsamer als dessen äußere Realität.

Dass die Überlegungen Bowlbys auch von den Vertretern der unabhängigen Gruppe nicht gebührend wertgeschätzt wurden, obwohl gerade hier die Anschlussmöglichkeiten auf der Hand lagen, lässt sich wohl kaum mit rationalen Argumenten begreifen. Vermutlich dürfte es Bowlbys streng wissenschaftliche Vorgehensweise gewesen sein, seine Bereitschaft, die Theorien immer an den Beobachtungsdaten auszurichten, die er etwa sogar aus der Tierverhaltensforschung entnahm, die ihn bei der psychoanalytischen Gemeinschaft ins langjährige Abseits brachten.

Für die nächsten 40 Jahre war das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Bindungstheorie gestört, von wechselseitiger Abwertung geprägt. Erst in heutiger Zeit scheint die Psychoanalyse die Chancen zu erkennen, die die Bindungsforschung ihr bietet und die nicht zuletzt darin bestehen dürften, den Anschluss an die Wissenschaftsentwicklung wiederzugewinnen (vgl. etwa Dornes 1999, Köhler 1999).

1.3 Die Begründung der Bindungstheorie als Kritik der Heimerziehung

Die Erfahrungen, die Bowlby in den drei Jahren an der Child Guidance Clinic machte, überzeugten ihn davon, dass es nur über eine genaue Abklärung der Lebensumstände der Kinder gelingen könnte, die Ursachen für deren Verhaltensauffälligkeiten zu erfahren. Zwei Besonderheiten fielen ihm bei dieser Klientel auf. Zum einen war es in der Vorgeschichte der Kinder häufig zu einer länger dauernden Trennung von ihrer Mutter gekommen. Manchen war die Mutter gar gestorben. Zum anderen machte sich bei vielen der Mütter eine unbewusste feindselige und ablehnende Einstellung

dem Kind gegenüber bemerkbar, die auch überdeckt sein konnte durch ein überfürsorgliches Verhalten. Bowlby nutzte die Gelegenheit, die Beobachtungsdaten von insgesamt 44 Kindern im Alter zwischen sechs und 16 Jahren, deren Verhaltensstörung sich unter anderem im Begehen von Diebstählen manifestierte, systematisch zusammenzufassen. Diese Beobachtungen wurden 1944 unter dem Titel „Fortyfour thieves – their characters and home-life“ („44 junge Diebe – ihr Charakter und ihr Zuhause“) in einer psychoanalytischen Fachzeitschrift veröffentlicht. Mit dieser Arbeit erwies sich Bowlby insofern als ein Pionier der Entwicklungspsychopathologie, als er neben den ausführlichen Fallberichten auch Statistiken präsentierte und die Methode von Kontrollgruppen benutzte, wissenschaftliche Methoden also, die auch heute noch für psychoanalytische Veröffentlichungen ungewöhnlich sind. In dieser Arbeit ging Bowlby eigens auf eine Gruppe von 14 Jugendlichen ein, die übereinstimmende Verhaltens- und Charaktereigenschaften aufwiesen. Sie äußerten alle nur wenig oder keine Gefühle und zeigten kaum Reaktionen, wenn man nett zu ihnen war. Von Strafen ließen sie sich nicht beeindrucken. Die meisten waren regelrechte Einzelgänger. Heute würde man sagen: sie gaben sich betont „cool“. Sie bemühten sich, sich nichts anmerken zu lassen. Sie ließen sich nicht auf nichts ein. An sie war nicht ranzukommen. Bowlby bezeichnete sie daher als affektarm. Schaute man allerdings näher hin, ließ sich hinter ihrer Fassade von Indifferenz doch eine tiefe Traurigkeit und Verzweiflung erahnen. Allein bei 12 dieser Jugendlichen war es nach der Säuglingszeit zu einer längeren Trennung von der Mutter gekommen. Den Berichten der für sie zuständigen Sozialarbeiter war zu entnehmen, dass sie in einer chaotischen häuslichen Umgebung aufgewachsen waren, geprägt durch emotionalen Missbrauch und Gewalterfahrung. In ihren Diebstählen sah Bowlby eine Kompromiss-handlung, die sowohl ihre Wut gegen ihre Mutter als auch ihre Sehnsucht nach einer gefühlvollen Beziehung symbolisierte.

Aufgrund dieser Veröffentlichung wurde man bei der Weltgesundheitsorganisation (WHO) auf Bowlby aufmerksam. Er erhielt von der WHO den Auftrag, die vorliegenden wissenschaftlichen Erkenntnisse zu den Problemen von elternlos aufwachsenden Kindern zusammenzustellen. Diese Kinder gab es gerade im Europa der Nachkriegszeit reichlich. Von diesem Forscher durfte man auch neue Ansätze erwarten, wenn es darum ging, den drängenden Problemen von Adoptivkindern, Pflegekindern und Heimkindern erfolgreich zu begegnen. Der von ihm im Jahre 1951 vorgelegte Bericht „Maternal Care and Mental Health“ wurde, in viele Sprachen übersetzt³,

3 Die deutsche Übersetzung erschien 1973 unter dem Titel „Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit“ im Kindler Verlag München

geradezu zu einem Bestseller und machte Bowlby weltbekannt. Im Zuge seiner Recherchen für diese Arbeit nahm Bowlby die Gelegenheit wahr, sich mit vielen Sozialarbeitern und Kinderpsychiatern in Europa und in den Vereinigten Staaten auszutauschen. Auch studierte er die inzwischen umfangreiche Literatur zu den besonderen Problemen von Kindern, die in einem Heim untergebracht waren. Dabei fiel ihm die Übereinstimmung der Befunde, die bei Heimkindern erhoben wurden, mit denen, die er bei seinen jungen Dieben beschrieben hatte, auf.

Schon in den 20er- und 30er-Jahren hatten Kinderärzte auf die dramatischen Folgen einer Unterbringung von Säuglingen und Kleinkindern in Heimen wie auch in Krankenanstalten aufmerksam gemacht. Die Lebenserwartung dieser Kinder war deutlich verkürzt. Die Sterblichkeit in manchen Waisenhäusern betrug gar 70%. Aber nicht nur die körperliche, sondern auch die seelische Entwicklung wurde durch ein solches Leben außerhalb der Familie nachteilig beeinflusst. Der Münchner Kinderarzt Meinhard von Pfandl hatte für diesen pathologischen Entwicklungsprozess den Begriff „Hospitalismus“ geprägt, der schnell populär werden sollte. In seiner 1925 erschienenen Arbeit „Über Anstaltsschäden an Kindern“ hatte er die Vermutung aufgestellt, dass die emotionale Beeinträchtigung dieser Kinder wesentlich zur Entstehung ihrer körperlichen Schädigungen beitrage.

Bowlby verwies auch auf die Arbeit des amerikanischen Kinderarztes William Goldfarb (1943). Dieser hatte die Entwicklung von Kindern verfolgt, die von ihren Müttern unmittelbar nach der Geburt abgegeben wurden. Alle waren sie gesund zur Welt gekommen. Die eine Gruppe wurde zuerst in einem Säuglingsheim untergebracht und kam anschließend im Alter von 3 1/2 Jahren in eine Pflegefamilie. Die restlichen Kinder wurden sofort von Pflegeeltern aufgezogen. Beim Vergleich zwischen diesen beiden Gruppen stellte sich heraus, dass die Heimerziehung die Entwicklung der Kinder deutlich beeinträchtigte. Verglichen mit den Kindern, die sofort nach der Geburt von Pflegeeltern aufgenommen wurden, zeigte sich die Beziehungsfähigkeit der ehemaligen Heimkinder deutlich gestört. Sie vermochten nicht, tiefe und dauerhafte Beziehungen einzugehen.

Die methodisch zwar unzulänglichen, nichtsdestotrotz aufgrund ihrer bedrückenden Schilderungen einflussreichen Arbeiten von René Spitz (1945) aufgreifend, kam Bowlby zu dem Schluss, dass als Ursache für diese Auffälligkeiten nur die Trennung von ihrer Mutter in Frage kommen konnte. Heimerziehung sei daher für Kinder schädlich vor allem wegen des Fehlens einer engen und dauerhaften Beziehung zu einer erwachsenen Person, die die Funktion einer Bezugsperson würde übernehmen können. Auch in Übereinstimmung zu den beiden Kinderpsychoanalytikerinnen Dorothy Burlingham und Anna Freud, die in London ein Heim für Kleinkinder leiteten, die kriegsbedingt ohne ihre Eltern auszukommen hatten, plädierte

Bowlby dafür, Kinderheime am besten ganz zu schließen. Vor allem kritisierte er an der Heimerziehung, dass man sich dort für gewöhnlich hauptsächlich um die körperliche Gesundheit und um das äußere Erscheinungsbild der Kinder kümmerte und dabei auf deren psychologischen Probleme wenig einging. Viel zitiert wurde in diesem Zusammenhang der eingängige Satz, wonach Mutterliebe für die Gesundheit eines Kindes zumindest ebenso wichtig sei wie Eiweiß und Vitamine.⁴ Die schädlichen Folgen von Heimerziehung für die psychosoziale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen verglich Bowlby mit den Symptomen des Säuglingshospitalismus, auf die von Pfaundler schon in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts hingewiesen hatte. Dessen markanter Ausspruch, wonach „noch das siebte Kind am schmutzigen Rockzipfel seiner Mutter“ besser aufgehoben sei als in einem Heim, wird denn auch heute noch gerne als eine Metapher zitiert, die eine bindungstheoretische Interpretation geradezu nahe legt (etwa Unzner 1995).

Nach dem Krieg trat Bowlby eine Stelle in der Tavistock-Klinik in London an, in der er bald die Verantwortung für den Aufbau einer kinderpsychiatrischen Abteilung übertragen bekam. Sein familienorientiertes Konzept fand Ausdruck auch in der Namensgebung. Die Kinderabteilung wurde umbenannt in Abteilung für Kinder und Eltern. Bowlby praktizierte eine neue Behandlungsmethode, bei der er gemeinsame Therapiesitzungen mit Kindern und ihren Eltern durchführte. Insofern wäre es gerechtfertigt, Bowlby auch zu den Pionieren der Familientherapie zu zählen. Im Jahre 1946 stellte er James Robertson ein, einen psychoanalytisch ausgebildeten, schottischen Sozialarbeiter, der zusammen mit seiner Frau während des Krieges in dem von Anna Freud geleiteten Kinderheim als Hausmeister beschäftigt war. Robertson war für die Durchführung einer Studie vorgesehen, in der es darum gehen sollte zu untersuchen, wie Kinder mit der Trennung von ihren Eltern anlässlich eines Krankenhausaufenthalts fertig würden. Zu dieser Zeit war es nämlich noch in den Kinderkliniken üblich, das Zusammensein der Kinder mit ihren Eltern zeitlich streng zu begrenzen in der Annahme, so die Infektionsgefahr verringern zu können. Damals war noch nicht bekannt, dass die eigentliche Gefahr nicht so sehr von den von außen eingeschleppten Bakterien droht als vielmehr von den sogenannten Hospitalheimen. Zudem hatten auch die Kinderkrankenschwestern wenig Interesse an einer großzügigeren Gestaltung der Besuchsregelung, fürchteten sie doch, fortan nach jedem Elternbesuch mit dem Trennungsschmerz ihrer kleinen Patienten konfrontiert zu werden. Gegen eine Veränderung

4 Diesen Vergleich übernahm Bowlby vom amerikanischen Kinderarzt David Levy (Karen 1994, 64).

der Besuchsregelung wurde die Beobachtung ins Feld geführt, dass die kranken Kinder mit der Zeit tatsächlich immer ruhiger und damit pflegeleichter wurden. Sie schienen sich also mit der Trennung von ihrer Mutter abgefunden zu haben und diese gar nicht mehr zu vermissen. Die Krankenschwestern durften sich denn nicht nur gegenüber den Müttern in ihrer höheren fachlichen Kompetenz überlegen fühlen, sondern erlebten sich auch in ihrer Rolle als vollwertiger Mutterersatz bestätigt, was verständlicherweise ihrem Selbstwert nur schmeicheln konnte.

Sah man allerdings genauer hin, wie sich die Kinder nach der Aufnahme auf der Kinderstation verhielten, ließ sich diese Annahme nicht mehr aufrechterhalten. Die Kinder litten eindeutig unter der Trennung von ihren Müttern. Bei diesem Trennungsprozess ließen sich drei Etappen ausmachen, die Phase des Protests, die der Verzweiflung und die der Lösung. Zuerst einmal protestierten die Kinder, wenn die Mutter sich entfernte und sie alleine in der Klinik zurückgelassen wurden. In dieser Protestphase zeigten die Kinder Zeichen von Trennungsangst. Sie weinten, schrien und wehrten sich dagegen, von der Mutter verlassen zu werden. Wenn dies nichts nutzte, schienen sie irgendwie zu resignieren. Sie zeigten dann kaum noch Interesse an ihrer Umgebung, verweigerten die Nahrung und weinten nun auch seltener. Hielt die Trennung an, veränderte sich das Verhalten allerdings eindrucksvoll. Nun lebten die Kinder scheinbar auf, schienen sich wieder für ihre Umwelt zu interessieren, gingen Kontakte mit den Krankenschwestern ein, spielten und aßen wieder ganz normal. Kam die Mutter zu Besuch, wurde diese allerdings kaum mehr beachtet. Ging sie wieder, schien das Kind dies gar nicht weiter zu registrieren. Vielmehr tat es so, als ob nichts wäre. Mit anderen Worten: es verleugnete die schmerzliche Realität im Sinne einer Abwehr⁵. Diese Etappen gleichen denen des Trauerprozesses.

James Robertson machte anfänglich in Vorträgen auf diese regelhaft zu beobachtende Abfolge von Protest, Verzweiflung und Ablösung bei den von ihrer Mutter getrennten Kinder aufmerksam, stieß aber bei den Kinderärzten und Krankenschwestern nur auf größte Skepsis, gar auf erbitterten Widerstand. Niemand schien sich mit dem Leid dieser Kinder auseinander setzen zu wollen. Offenbar stand das Selbstverständnis der Kinderheilkunde auf dem Spiel. Schließlich gehört es zu der vornehmsten Aufgabe einer ärztlichen Institution, Leid zu beheben, zumindest zu mildern. Robertson

5 Die Psychoanalyse versteht unter Abwehr „alle diejenigen – zumeist unbewusst, automatisch verlaufenden – Prozesse bzw. Mechanismen, welche der Entlastung des Ichs von unlustvollen Gefühlen und Affekten (bzw. dazugehörigen kognitiven Inhalten) dienen“ (Mentzos 1993, 191).

beschloss daher, einen Film zu drehen, um diesen Sachverhalt zu veranschaulichen. Es entstand 1951 ein Kurzfilm mit dem Titel „A Two-year-old goes to hospital“, der Furore machen sollte. Später in den 60er Jahren drehte Robertson dann noch eine Serie weiterer Filme über „Young Children in Brief Separation“. In diesen Filmen geht es um Kinder, die von dem Ehepaar Robertson für einige Wochen als Pflegekinder aufgenommen wurden, weil ihre Mutter in der Klinik ein weiteres Kind erwartete. Selbst bei diesen Kindern, bei denen man davon ausgehen konnte, dass eine gute und vertrauensvolle Beziehung zur Mutter bestand, ließen sich die typischen Trennungsreaktionen beobachten, wenn auch in abgeschwächter Form. Auch normalisierte sich das Verhalten der Kinder nach kurzer Zeit wieder. Diese Befunde standen in Übereinstimmung mit den Beobachtungen, die Dorothy Burlingham und Anna Freud (1944) bei den in ihrem Kinderheim lebenden Kindern machen konnten. Deren Pflegerinnen gelang es einfach nicht, zu den Kindern eine engere Beziehung aufzunehmen, auch wenn sie sich noch so große Mühe gaben.

Der Einfluss dieser Filme ist im Rückblick kaum zu überschätzen. Die Praktiken in Kinderkliniken veränderten sich grundlegend. Wurde die Bedeutung der Trennung damals heruntergespielt und durften die Kinder vielleicht einmal oder zweimal in der Woche besucht werden, sind heute tägliche Besuchszeiten doch die Regel. In den meisten Kinderkliniken gibt es so genannte Mutter-Kind-Einheiten. Das „Rooming-in“ ist heute selbstverständlich geworden. Auch die Skepsis der Krankenschwestern gegenüber einer Störung des Betriebsablaufs durch allzu besorgte Eltern scheint sich weitgehend gelegt zu haben. Heute scheint es gar so, als ob Kinderkliniken auf die Mithilfe der Eltern nicht nur Wert legen, sondern auf diese geradezu angewiesen sind. Was vielleicht am wichtigsten ist: man lernte zu unterscheiden zwischen dem äußerlich sichtbaren Verhalten eines Kindes und seiner innerlichen Befindlichkeit. Auch ein scheinbar ruhiges und angepasstes Verhalten des Kindes konnte nun nicht mehr als Beweis dafür herhalten, dass mit diesem alles in Ordnung sei, sondern erwies sich im Gegenteil gerade als ein Indiz für einen schmerzvollen psychischen Konflikt des Kindes. Die scheinbar plausible und daher zur Gewohnheit gewordene Praxis, einem Kind ganz absichtlich erst gar keine Beziehung anzubieten in der Hoffnung, so nachfolgende Trennungsprobleme vermeiden zu können, ließ sich nun nicht mehr aufrechterhalten.

Nachdem nunmehr kein Zweifel mehr daran bestehen konnte, dass Trennungserlebnisse nicht nur langfristige Auswirkungen auf die psychische Entwicklung des Kindes nach sich ziehen, sondern auch schon das unmittelbare Verhalten der Kinder beeinflussten, stellte sich für Bowlby die Frage nach den Ursachen hierfür. Selbstverständlich wurde die Bedeutung von Mutterliebe für die psychische Entwicklung des Kindes in der Psycho-

analyse schon seit langem anerkannt. So ging etwa auch Daniel Winnicott von einem angeborenem Bedürfnisses des Kindes aus, enge emotionale Beziehungen zur Mutter zu suchen. Allerdings stand eine überzeugende wissenschaftliche Begründung für diese These noch aus. Zwei Theorien standen zur Erklärung der so beindruckenden Trennungsreaktionen zur Verfügung, die beide im kindlichen Beziehungsbedürfnis nur ein im Grunde unvermeidliches Beiprodukt der Befriedigung des Nahrungstriebes sahen. Sowohl die Lerntheorie als auch die psychoanalytische Lehrmeinung gingen davon aus, dass der Säugling deswegen seine Mutter lieben lerne, weil diese seine oralen Bedürfnisse von Hunger und Durst befriedige, getreu dem Motto „Mutterliebe geht durch den Magen“ oder „Wes Brot ich ess“, des Lied ich sing“.

Bowlby war allerdings davon überzeugt, dass diese Erklärung nicht stimmen konnte. Neugierig wie er war, hatte er die ethologischen Studien von Konrad Lorenz und Niko Tinbergen zur Kenntnis genommen. Lorenz hatte schon in seiner im Jahre 1935 publizierten Arbeit „Der Kumpan in der Umwelt des Vogels“, mit der er die Tierverhaltensforschung begründete, die Nachlaufprägung bei Gänsen anschaulich beschrieben. Bei dieser besonderen Form des Lernens kommt es zu einer Verschränkung von Biologie und Erfahrung. Das Gänseküken nimmt zu seiner Mutter eine enge Bindungsbeziehung auf, obwohl es sich sein Futter selbst suchen muss. Es muss sogar nicht unbedingt die Mutter sein. Eine solche Prägung zeigte auch das berühmte gewordene Gänseküken Martina, das schnell zu Konrad Lorenz selbst ein enges Beziehungsband knüpfte und dem Forscher hinterher lief. Diese Bindungsbeziehung erwies sich also als durchaus unabhängig von der Nahrungsaufnahme.

In seiner Auffassung, wonach es sich beim Verlangen des Kindes nach einer gefühlvollen Beziehung zu einer mütterlichen Bezugsperson um ein primäres, also nicht auf den Nahrungs- oder Sexualtrieb zurückzuführendes Bedürfnis handele, fand sich Bowlby auch durch die Forschungsergebnisse des amerikanischen Psychologen und Affenforscher Harry Harlow bestätigt, mit dem er einen engen wissenschaftlichen Austausch unterhielt. Harlow beschäftigte sich damals mit einem Thema, das in der akademischen Welt als nicht wissenschaftsfähig galt, nämlich mit der Entwicklung emotionaler Zuneigung unter Tieren. Bei seinen Experimenten mit kleinen Rhesusaffen musste er die Erfahrung machen, dass ihm immer wieder Tiere an Infektionen verstarben. In gewohnter klinischer Manier versuchte er deshalb, seine Versuchstiere möglichst keimfrei aufzuziehen. Dabei stellte sich allerdings heraus, dass auch die Affenjungen unter der Trennung von der Mutter litten. In vielen Versuchsreihen, deren Forschungsdesign in heutiger Zeit mit Sicherheit nicht nur Tierversuchsbeauftragte auf den Plan rufen würde, gelang es ihm nachzuweisen, dass es auch bei höheren Säugetieren

ein starkes Verlangen nach Beziehung und nach nahem Kontakt gibt. Die von Harlow produzierten Filme sind auch heute noch eindrucksvoll anzuschauen. Trennte man nämlich die Affenjungen von ihren Müttern und stellte ihnen als Mutterersatz zwei verschiedene Attrappen zur Auswahl, ein Drahtgestell mit einer daran befestigten Milchflasche sowie eine fellbespannte Attrappe ohne nahrungsspendendes Anhängsel, bevorzugten die Affen eindeutig das fellbespannte, weiche Modell. Die Möglichkeit, dort Halt zu finden und sich anzuschmiegen, war ihnen offensichtlich wichtiger als der ernährungsphysiologische Nutzen. Wurde den Affenbabys Angst eingejagt, etwa durch das Knattern eines amerikanischen Spielzeugpanzers, flüchteten sie sich schnurstracks zur fellbespannten Mutterattrappe. Stand diese ihnen nicht zur Verfügung, überkam sie Panik. Sie wurden regelrecht depressiv und beruhigten sich durch stereotypes Schaukeln. Damit war der Beweis erbracht, dass Gefühlsbeziehungen nicht auf das Füttern zurückgeführt werden konnten. In weiteren Experimenten erwiesen sich allerdings diese Muttersurrogate doch als vergleichsweise wenig mütterlich. Über die Gewährung eines Sicherheitsgefühls hinaus konnten die Affenjungen nämlich doch nicht allzu viel von ihnen profitieren. In Ermangelung sozialer Kontakte entwickelten diese so mutterlos aufgewachsenen Tiere gravierende und dauerhafte Verhaltensstörungen, die auch von erwachsenen Affen, die die Funktion von Therapeuten übernommen hatten, nicht zu beheben waren. Bekamen sie später selbst Kinder, waren sie kaum in der Lage, diese aufzuziehen. Sie erwiesen sich als schlechte Affenmütter. Bisweilen brachten sie sogar ihre Jungen um. Interessanterweise zeigte sich auch, dass die Verhaltensstörungen dann am ausgeprägtesten waren, wenn die Beziehung zwischen dem Affenjungen und seiner Mutter schon vor ihrer Trennung gestört war, ein Sachverhalt, der auch auf Menschen zutrifft.

In seiner im Jahre 1958 veröffentlichten Arbeit mit dem Titel „The nature of the child's tie to his mother“ fasste Bowlby seine neuen Erkenntnisse zusammen. In diesem Aufsatz legte er bereits in Ansätzen die Grundannahmen seiner Bindungstheorie dar, die er in den folgenden Jahren, vor allem in seiner bekannt gewordenen „Trilogie“⁶, die auch ins Deutsche übersetzt wurde, ausführlich ausarbeitete und einem breiten Leserkreis vorstellte.

6 Diese Trilogie besteht aus den folgenden drei Büchern: Bindung. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1984. Trennung. München: Kindler 1976, sowie Verlust. München: Kindler 1983.

Es sind dies die folgenden fünf Annahmen:

1. Bei der Bindung handelt es sich um ein wesentliches Merkmal der Eltern-Kind-Beziehung.
2. Die Bindungsbeziehung ist zu unterscheiden von Abhängigkeit.
3. Bindung ist biologisch fundiert.
4. Die Erfahrungen des Kindes mit seinen Bindungspersonen finden ihren Niederschlag in psychischen Repräsentationen.
5. Bestimmte Repräsentationen von frühen Bindungserfahrungen weisen einen Zusammenhang auf mit späterer psychopathologischer Auffälligkeit.

1.4 Das Bindungssystem

All die genannten Grundthesen fanden in den nächsten Jahrzehnten durch die empirische Forschung eine weitgehende Bestätigung. Inzwischen hat sich die Bindungsforschung zu einem der fruchtbarsten und faszinierendsten Teilgebiete der Entwicklungspsychologie entwickelt. Bis zu seinem Tode im Jahre 1990 hatte Bowlby selbst hierbei einen maßgeblichen Anteil. Es macht die Größe dieses Wissenschaftlers aus, dass er immer bereit war, eigene Annahmen zu revidieren, wenn die von anderen Forschern ermittelten Ergebnisse dies nahe legten. Insofern dürfte die Lebendigkeit dieser Forschungsrichtung durchaus auch seiner Persönlichkeit zu verdanken sein. Der gegenwärtige Boom der Bindungsforschung dürfte auch damit zusammenhängen, dass es sich bei ihr um eine der eher seltenen psychologischen Forschungsrichtungen handelt, die sich durch zwei Merkmale auszeichnet, die sich sonst doch häufig ausschließen: Zum einen leuchtet ihre Bedeutung für unser aller Leben unmittelbar ein, zum anderen erweist sie sich durchaus auch als der empirischen Überprüfung durch wissenschaftlich ausgewiesene Methoden zugänglich. Inzwischen hat die bindungstheoretische Literatur denn auch einen Umfang angenommen, der einen Gesamtüberblick kaum mehr gestattet.⁷

7 Wie in allen Wissenschaftszweigen überwiegen auch in der Bindungsforschung die englischsprachigen Publikationen. Hier ist als Standardwerk das von Jude Cassidy und Philip R. Shaver herausgegebene *Handbook of Attachment* (New York: Guilford Press 1999) zu nennen. Inzwischen liegt aber auch eine Vielzahl neuer deutschsprachiger Publikationen vor. Genannt seien: Spangler, G., Zimmermann, P. (Hrsg.): *Die Bindungstheorie: Grundlagen, Formen und Anwendung*. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta 1999. Brisch, K.H.: *Bindungsstörungen – Von der Bindungstheorie zur Therapie*. Stuttgart: Klett-Cotta 1999. Endres, M., Hauser, S. (Hrsg.): *Bindungstheorie in*